

Strukturierte Zusammenfassung des Aufsatzes von Manfred Pfister

Manfred Pfister versucht in seinem 1985 publizierten Aufsatz „Konzepte der Intertextualität“¹ einen kritisch-theoretischen und positionsgeleiteten Abriss über die Entwicklung von Intertextualitätstheorien zu liefern. Hierbei beginnt er mit einer Darstellung der Begriffe und der ihnen zugrunde liegenden Theorien Michail Bachtins. Das Intertextualitätsmodell Julia Kristevas – Bachtin-Rezipientin und Intertextualitätstheoretikerin – wird in seinen Parallelen und Unterscheidungen zu den Bachtin'schen Konzepten exemplifiziert. Zuletzt werden unter mit Hilfe von Kristevas Unterscheidung zwischen einer „horizontalen“ und einer „vertikalen Dimension“ die Beziehungen von Texten auf Prätexte sowie die von Autor und Rezipient untersucht, bevor der Aufsatz Pfisters mit Vorschlägen zur Bestimmung einer „Skalierung der Intertextualität“ endet.

Michail Bachtins Theorien – zwar schon in den zwanziger Jahren entworfen und später anhand von Studien zu Dostojewskij, Rabelais u.a. vertieft – erschienen in großen Teilen erst in den frühen sechziger Jahren und erhielten erst ab dann die öffentliche Aufmerksamkeit in Russland. Durch sein Studium geprägt von den Theorien der russischen Formalisten, entwickelte er doch ein Literaturverständnis, das konträr zu dem des Formalismus steht: „sein Ausgangspunkt (ist) nicht eine immanente Theorie literarischer Evolution, sondern die Frage nach dem Zusammenhang von Literatur und Gesellschaft und somit von Kunst und Verantwortung“². Zur Klärung dieses Zusammenhanges entwirft Bachtin das Begriffspaar „Dialogizität“ und „Monologizität“ – diese Prinzipien bestimmen seiner Meinung nach sowohl die Gesellschaft als auch die Sprache und die Kunst. Ein Dialog ist die „offene Auseinandersetzung divergierender Standpunkte“³, der Monolog eine „Bekräftigung von Tradition und Autorität“⁴. Bachtin bezeichnet autoritäre und hierarchisch strukturierte Gesellschaften als monologisch (beispielsweise das Hochmittelalter), während eine Gesellschaft, die sich durch eine Vielzahl unterschiedlicher Meinungen, Haltungen, Theorien auszeichnet, von ihm als dialogisch bezeichnet werden würde (beispielsweise die Renaissance). Dieser historisch-

¹ Pfister, Manfred: „Konzepte der Intertextualität“. In: Broch, Ulrich und Manfred Pfister (Hgg.): „Intertextualität. Formen, Funktionen, anglistische Fallstudien“. Tübingen 1985. S. 1-30. [Im folgenden abgekürzt: Pfister.]

² Pfister, S. 2.

³ Ebd.

⁴ Ebd.

gesellschaftlichen Einteilung entspricht in der Sprache die Unterscheidung zwischen monologischer vereinfachter Sprache/Rede und der Sprach- und Rede*vielfalt* (z.B. Dialekte, Soziolekte und Idiolekte). Konkret sieht Bachtin diese Prinzipien im neuzeitlichen Roman verwirklicht, der ihm darum auch zum geeigneten Forschungsobjekt wurde (und Dostojewskij zu seinem stärksten Gattungsvertreter) und für dessen Untersuchung er den Begriff der „Metalinguistik“ einführt. Bei einer klassisch zu nennenden Einteilung in Erzählerrede und in diese eingebettete Figurenrede, spricht Bachtin nun von einer „zweifachen Gerichtetheit“ des Wortes, nämlich der „auf den Gegenstand der Rede [...] und auf das andere Wort: die fremde Rede“⁵. Über diese Einteilung des Wortes kommt er zur Theorie des „zweistimmigen Wortes“, indem die Stimme des Autors und der fremden Rede zusammenfallen und zwei Bedeutungsebenen koexistieren – am auffälligsten in Parodien, Polemiken, ironischen Stilisierungen usw. „Die Rede*vielfalt*, die in den Roman eingeführt wird [...] ist *fremde Rede in fremder Sprache*, die dem gebrochenen Ausdruck der Autorintentionen dient. Das Wort einer solchen Rede ist ein *zweistimmiges* Wort. [...] Das zweistimmige Wort ist stets im Innern dialogisiert.“⁶

Pfister gelangt an dieser Stelle zu der Schlussfolgerung, dass Bachtins Konzept der Dialogizität „dominant *intratextuell*, nicht *intertextuell*“ sei, womit gemeint ist, dass es sich vor allem auf den Dialog von Stimmen innerhalb eines einzelnen Textes bezieht, weniger auf den Verweis eines Textes auf einen Prätext, wie es Kristeva in ihrem Konzept der Intertextualität dann fortführt. Nicht „die diachronische Beziehung zwischen altem und neuem Text, sondern die synchronische zwischen fremder und eigener Rede (ist) entscheidend.“⁷

Julia Kristeva generalisiert den Textbegriff (der bei Bachtin noch von der Wirklichkeit von Geschichte und Gesellschaft unterschieden wurde) so enorm, „daß letztendlich *alles*, oder doch zumindest jedes kulturelle System und jede kulturelle Struktur, Text sein soll.“⁸ Geschichte und Gesellschaft werden gelesen wie bzw. als ein Text. Für sie wird „der Autor eines Textes zum bloßen Projektionsraum des intertextuellen Spiels, während die Produktivität auf den Text selber übergeht“⁹. Der Text selbst wird produktiv – dies steht konträr zur Auffassung Bachtins, der dem Autorsubjekt in seiner Konzeption seines zweistimmigen Wortes immer noch eine dominante Bedeutung unterstellte. Die Kritik Pfisters ist demzufolge auch die, dass mit dem individuellen Subjekt des Autors die Individualität des Werkes verschwände. Er formuliert hier in Anlehnung an Grivel das Bild eines „Universums der Texte“, „in dem die

⁵ Bachtin. Zitiert nach Pfister, S. 3.

⁶ Bachtin. Zitiert nach Pfister, S. 4.

⁷ Pfister, S. 5.

⁸ Pfister, S. 7.

⁹ Pfister, S. 8.

einzelnen subjektlosen Texte in einem *regressus ad infinitum* nur immer wieder auf andere und prinzipiell auf alle anderen verweisen, da sie ja alle nur Teil eines „texte général“ sind, der mit der Wirklichkeit und Geschichte, die immer schon „vertextete“ sind, zusammenfällt.“¹⁰

Im zweiten Teil seines Aufsatzes stellt Manfred Pfister– bei einer Kristeva’schen Einteilung des Themas in die Text-Prätext- und in die Autor-Rezipient-Problematik – verschiedene von Bachtin und Kristeva beeinflusste Konzepte der Intertextualität vor.

Text und Prätext:

Zuerst stellt sich die Frage, welche Arten von Beziehungen zwischen Texten überhaupt gemeint sind, wenn es um Intertextualität geht. Vor dem Hintergrund einer Kommunikationstheorie, laut der es in der Kommunikation keine *tabula rasa* geben kann, muss auch jeder Text eine Reaktion auf vorausgegangene Text sein und steht nicht im leeren Raum. Diese Text-Prätext-Beziehung wird von unterschiedlichen Autoren unterschiedlich gewertet.. So hebt Roland Barthes die Bedeutung nicht-literarischer Texte für das intertextuelle Spiel hervor, während Laurent Jenny das literarische Werk als intertextuelles Konstrukt verstanden wissen will (der Prätext ist bei ihm immer ausschließlich literarisch). Auch Harold Bloom versteht unter Text immer den poetischen Text (also auch der Prätext ist poetisch), wohingegen Michael Riffaterre eine generelle Intertextualität poetischer Texte postuliert, deren Prätexte nicht strikt literarisch sein müssen.

Die von Pfister besprochene Renate Lachmann unterscheidet zwischen Dialogizität als einer „generellen Dimension von Texten überhaupt [...], die man als deren implikative Struktur, als umgreifende Textimmanenz bezeichnen könnte“¹¹ und Dialogizität „als spezifische Form der Sinnkonstitution von Texten“¹². Wolfgang Preisendanz schließlich sieht Intertextualität eher eng gefasst – nicht als universelles Prinzip ästhetischer Literatur, sondern als eine Möglichkeit, eine Alternative, ein Verfahren des Bedeutungsaufbaus literarischer Werke.¹³

Intertextualität wird in allen diesen Theorien zum Oberbegriff für jene Verfahren eines mehr oder weniger bewussten und im Text selbst auch in irgendeiner Weise konkret greifbaren Bezugs auf einzelne Prätexte. Gérard Genette hat in der Einteilung der „*Transtextualität*“ in fünf Unterkategorien schließlich das am weitesten ausdifferenzierte Modell zu einer Intertextuali-

¹⁰ Pfister, S. 9.

¹¹ Lachmann. Zitiert nach Pfister, S. 15.

¹² Ebd.

¹³ Vgl. Pfister, S. 15.

tätstheorie entworfen: *Intertextualität*, *Paratextualität*, *Metatextualität*, *Hypertextualität* und *Architextualität* sind die Textualitätsklassen, mit denen Bezüge zwischen Texten gefasst werden sollen. Dies beschränkt sich jedoch nur auf Bezüge zwischen literarischen Texten.

Über die weitere theoretische Differenzierung zwischen Intertextualität einerseits und Systemreferenz andererseits, gelangt Pfister zu dem Vorschlag, nur von Intertextualität zu sprechen, wenn der Bezug zwischen Text und Prätext nicht punktuell bleibt, sondern auf strukturellen Homologien zwischen Text und Prätext beruht. Intertextualität setzt dabei einen Konflikt zwischen Text und Prätext voraus, „diese „intertextual incompatibilities“ [Riffaterre] schreiben sich dem Text selbst als Intertextualitätssignal ein, indem die Spuren der fremden Texte sich dem Text nicht nahtlos einfügen, sondern syntaktische Anomalien und Grammatikverstöße im weitesten, auch die Textsyntax und Textgrammatik einschließenden Sinn verursachen.“¹⁴

Autor und Rezipient:

Das Lesersubjekt ist für den Poststrukturalisten keineswegs mehr eine feste Identität, sondern hat sich selbst schon in eine unendliche Pluralität intertextueller Bezüge aufgelöst. Dasselbe gilt für den Autor, der immer auch Leser (seines eigenen Textes und des „texte général“) ist. Angesichts dieser Dezentrierung der Subjekte und der folgerichtigen Entgrenzung der Texte bleiben die Fragen nach dem Wissen und den Intentionen des Autors, nach der Textintentionalität und nach den Informationsvorgaben ohne Belang. Eine Differenzierung von unbewusster/bewusster und von nicht-intendierter/intendierter Intertextualität wird zu einer produktionsästhetischen Differenzierung zwischen „zufälligen und oft unbewußten Reminiszenzen des Autors, die zwar in den Text eingehen, deren Aufdecken diesem jedoch keine zusätzliche oder pointierte Bedeutung verleiht, und der eigentlichen intertextuellen Anspielung, die vom Autor intendiert ist und vom Leser erkannt werden muß, soll das Sinnpotential des Textes ausgeschöpft werden.“¹⁵ Dies sind dann z.B. für Claes Schar die eigentlichen Prätexte, also bewusst intendierte, verstanden-sein-wollende „infracontexts“. Die freie Sinnassoziation, die gegenüber der Werkintention nur zufälligen Charakter haben kann, steht im Gegensatz zur Rezeptionssteuerung durch den Text selbst.

Im letzten Teil des Aufsatzes verdichtet Pfister die vorgestellten Theorien auf zwei wesentliche Intertextualitätskonzepte: zum einen „das globale Modell des Poststrukturalismus, in dem jeder Text als Teil eines universalen Intertexts erscheint, durch den er in allen seinen Aspek-

¹⁴ Pfister, S. 19 f.

¹⁵ Pfister, S. 23.

ten bedingt wird“¹⁶, und zum anderen strukturalistische oder hermeneutische Modelle, „in denen der Begriff der Intertextualität auf bewußte, intendierte und markierte Bezüge zwischen einem Text und vorliegenden Texten oder Textgruppen eingeengt wird“¹⁷.. Scheint das zweite Modell am fruchtbarsten für die Textanalyse und -interpretation zu sein, ist das weiter gefass- te erste Modell sicher von größerer literaturtheoretischer Tragweite.

Über den Versuch eines Vermittlungsgedankens zwischen diesen beiden groben Konzepten gelangt Pfister zu seinen „qualitativen Kriterien für die Intensität intertextueller Verweise“, als da wären: *Referentialität, Kommunikativität, Autoreflexivität, Strukturalität, Selektivität* und *Dialogizität*. Diese Je-desto-Abstufung ist in ihrem scheinbar positivistischen Ansatz zur Intensitätsbestimmung nur vorläufig zu nennen. Zumindest quantitative Kriterien müssten laut Pfister dieses System ergänzen. Bis dahin verstehen die qualitativen Kriterien sich als „heuris- tische Konstrukte zur typologischen Differenzierung unterschiedlicher intertextueller Bezü- ge.“¹⁸

¹⁶ Pfister, S. 25.

¹⁷ Ebd.

¹⁸ Pfister, S. 30.